

SARAH BETH DURST
DIE MACHT DER
VERLORENEN
TRÄUME



 Loewe

Unverkäufliche
Leseprobe

Sarah Beth Durst
Die Macht der verlorenen Träume

SARAH DURST
DIE MACHT DER
VERLORENEN
TRÄUME

Aus dem Amerikanischen übersetzt
von Nadine Mannchen

ISBN 978-3-7855-8583-2

1. Auflage 2017

The girl who could not dream

Copyright © 2015 by Sarah Beth Durst

Published by special arrangement with Clarion Books, an imprint
of Houghton Mifflin Harcourt Publishing Company

© für die deutschsprachige Ausgabe Loewe-Verlag GmbH, Bindlach 2017

Aus dem Amerikanischen übersetzt von Nadine Mannchen

Umschlagillustration: Cornelia Haas

Umschlaggestaltung: Ramona Karl

www.loewe-verlag.de

Für meine Tochter, in Liebe

1

Sophie hatte in ihrem ganzen Leben nur einen einzigen Traum gestohlen.

Damals war sie sechs gewesen, und neugierig – was durchaus zusammenhängen könnte. Der Traum befand sich in einer strahlend blauen Flasche, die mit einem goldgesprenkelten Korken verschlossen war. Es war die einzige Flasche im ganzen Vorrat, die kein Etikett trug, daher hatte sie sich gedacht, dass niemand sie vermissen würde.

Als ihre Eltern gerade nicht im Haus waren (einer war zum Supermarkt, der andere zu einem Kunden gegangen) hatte Sophie sie auf dem obersten Regalbrett entdeckt. Sie hatte Bücher aus dem Laden herunterschleppen und auf einem Hocker stapeln müssen, um ihr Fundstück zu erreichen. Sie machte sich ganz lang, sodass sie die Flasche mit den Fingerspitzen berührte, schubste sie aus dem Regal und fing sie dann auf, bevor sie auf der alten schmutzigen Theke darunter zerbrechen konnte. Es kostete sie wertvolle Sekunden, den Korken herauszufriemeln, doch dann endlich schluckte sie den Inhalt auf einmal und ohne zu zögern herunter.

Es schmeckte nach frischer Melone.

Sophie hatte wabernde Schwaden erwartet – so etwas wie den wallenden Nebel, der im Fernsehen Träume ankündigte –, doch stattdessen tauchte sie mitten ins Geschehen ein. Im einen Moment befand sie sich noch unter dem Buchladen in der Werkstatt ihrer Eltern, im nächsten lag sie eingekuschelt in einem Bett mit Rüschenbezügen, die die Farbe von rosa Zuckerguss hatten. Ganz kurz hielt sie es für ihr eigenes Bett, obwohl sie überhaupt keine rosa Bettwäsche besaß. Dann erst fiel ihr ein, wer und wo sie war.

Sophie setzte sich auf und betrachtete neugierig die Zuckerröhrchen-Tapete und die Regale voller Spielzeug. Der Bewohner – oder besser die Bewohnerin dieses Zimmers besaß ein Barbie-Traumhaus und hatte offenbar eine Schwäche für Pferde. Ein Nachtlicht in Form eines rosa Einhorns tauchte den Raum in rosigen Schimmer. Pinke Schatten breiteten sich überall aus.

Einer der Schatten zuckte.

Der Schemen eines Monsters kroch aus dem Schrank.

Sophie spürte, wie ihr Herz auf einmal herrlich schnell schlug. Langsam, um das Monster nicht zu erschrecken, rutschte Sophie unter der Decke hervor. Sie wartete.

Das Monster fetzte nach links. Es wetzte nach rechts. Sophie tat so, als würde sie durchs Fenster zum Mond schauen, der zwischen den blassen Ästen eines Baums hervorlugte. Aus den Augenwinkeln beobachtete sie das Monster, das anscheinend mehrere Fangarme hatte. Als sie sich umdrehte und genauer hinschaute, um sie zu zählen, verschwand es unter ihrem Bett.

Sophie legte sich flach auf den Bauch und beugte sich über die Kante. Als sie die unzähligen Rüschen anhub, fiel Mondlicht unters Bett. Das Monster kauerte im Schatten, das Fell gestäubt wie eine Katze.

»Hi. Ich bin Sophie«, sagte sie.

Es bleckte die Zähne – drei Reihen glänzend scharfer Zacken, wie bei einem Hai – und knurrte.

»Schtsch. Ist ja gut. Ich tu dir nichts.« Sie fühlte, wie ihr Herz an ihre Rippen pochte, und überlegte, ob es weh tun würde, sollte das Monster ihr Traum-Ich mit diesen Zähnen beißen. Vermutlich ja, aber nur solange, bis sie aufwachte. »Komm raus.«

Das Monster knallte mit seinen Tentakeln wie mit Peitschen und Sophie wich zurück. Sie ließ sich in die Kissen sinken und atmete ein paarmal tief durch. Fest redete sie sich ein, dass es gar keinen Grund gab, Angst zu haben. Immerhin war das hier genau das, was sie sich gewünscht hatte – ihr höchst eigener Traum!

Zentimeter für Zentimeter kroch sie vorwärts und lehnte sich noch einmal über die Kante. Das Monster zuckte mit den Fangarmen nach ihr. »Du hast wirklich schöne Tentakel«, sagte Sophie. »Wie ein Oktopus mit Fell. Wusstest du, dass ein Oktopus mit seinen Fangarmen sogar Marmeladengläser aufschrauben kann? Das habe ich mal gelesen. Ich mag Bücher. Du auch? Meinen Eltern gehört ein Buchladen. Es ist schön da. Wir haben jede Menge Bücher.« Sie sprach sanft und gleichmäßig, als würde sie eine streunende Katze anlocken, bis das Monster die Tentakel sinken ließ. »Braves Monster. Komm doch her.«

Das Monster sauste auf sie zu. Es steckte den Kopf unter den Rüschen hervor und blickte sie an. Es hatte riesige Augen wie ein Lemur. Allein die Pupillen waren so groß wie Sophies Faust und hatten einen goldenen Rand.

»Bist du ein Monstermädchen?«

Es schnaubte.

»Ein Monsterjunge?«

Jetzt blinzelte es sie an. Sophie nahm das als ein Ja. Langsam kam der Monsterjunge unter dem Bett hervor. Sie zählte sechs Fangarme. An vier schmalen Beinchen saßen scharfe gebogene Krallen, mit denen er den Teppich durchknetete, während er neben dem Bett Platz nahm.

»Bist du ein Im-Schrank-Monster oder ein Unterm-Bett-Monster? Auf der Traumflasche war nämlich kein Aufkleber und wir haben von beiden eine Menge. Ich glaube, es gibt sogar ein paar Monster-an-der-Decke-Träume, aber die sind eher selten.« Eigentlich durfte sie nicht über die Traumsammlung ihrer Eltern reden. Aber nachdem sie sich in einem *Traum* befand und mit einem *Traumwesen* sprach, fand sie, dass die normalen Regeln nicht galten.

Das Monster kroch ein Stück weit ins Mondlicht. Sein Fell war schwarz mit einer Andeutung von Rot und Blau darin. Sophie hielt es für ein schillerndes Schwarz. Sie mochte das Wort *schillernd*. Sie hatte es erst neulich gelernt.

»Du hast wunderschönes schwarz schillerndes Fell. Das bedeutet, du glänzt in verschiedenen Farben«, erklärte Sophie.
»Du bist ein sehr hübsches Monster.«

Das Monster schnurrte.

»Schön, dass du nicht schleimig bist. So viele Traummonster sind voller Schnodder.« Sie tätschelte die Decke neben sich. »Willst du raufkommen?«

Es hopste aufs Bett. Das kleine Ungeheuer war etwa halb so groß wie Sophie, obwohl sie darauf gewettet hätte, dass es sie mit ausgestreckten Tentakeln überragen würde. Doch im Augenblick rollte es die unter sich zusammen. Gerne hätte Sophie sein Fell berührt und es gestreichelt, aber so recht traute sie sich nicht. Noch immer musterte es sie mit seinen großen Lemurenaugen.

»Ich wette, der Träumer, der dich ausgedacht hat, hatte Angst vor Katzen«, meinte Sophie. »Ich hatte nie eine Katze. Oder einen Hund. Oder irgendein Haustier. Dabei wollte ich schon immer eins haben. Ich wünschte, du könntest mein Haustier sein.«

Das Monster stupste ihre Hand mit der Nase an. Sophie verschlug es den Atem. Es hatte so viele spitze Zähne, dass sie gar nicht alle in sein Maul passten – die vorderste Zahnreihe stand etwas unter der Lippe hervor. Das kleine Ungeheuer schob den Kopf unter Sophies Hand. Sein Fell fühlte sich weicher als Baumwolle und seidiger als Seide an. Sophie streichelte seinen Kopf und kraulte es hinter den Ohren.

Mit einem wohligen Seufzer schloss das Monster die Augen.

Sophie legte sich daneben, während sie es weiter streichelte. Als es zu schnarchen anfang, musste Sophie sich das Lachen verkneifen – es klang wie eine Spielzeugeisenbahn. Nach einer Weile schlief auch sie ein.

Bis sie von den Schreien ihrer Eltern geweckt wurde.

Oh-oh, dachte Sophie. Sie schlug erst ein Auge auf, dann das zweite. Wie seltsam – ihre Mutter kauerte neben der Traum-Destille auf einem der Tische und schwang einen Besen wie ein Schwert. Sophies Vater zielte mit der Düse eines Feuerlöschers auf sie.

»Bleib ganz ruhig liegen, Sophie«, sagte Dad.

»Alles ist okay, Kleines, hab keine Angst.« Moms Gesicht war kreidebleich, als hätte sie Puder statt Rouge aufgetragen. Und ihre Stimme war ungewöhnlich schrill.

Sophie rührte sich nicht.

Sie lag auf dem Boden. Ihr Kopf ruhte an einem Schränkchen und ihre Füße steckten in einem Haufen aus Schwämmen und Wischlappen. In der linken Hand hielt sie die geöffnete, leere blaue Flasche. Und rechts von ihr lag ein pelziges, eingerolltes, warmes Etwas, das sich an sie schmiegte.

Ihre Mutter packte den Besenstiel fester. »Kenneth, was ist das?«

»Irgendeine Art Dachs«, mutmaßte Dad.

»Es hat sechs Schwänze!«, stellte Mom fest.

Sophie drehte den Kopf ein Stück. Neben ihr schlummerte ihr Monster, noch immer schnarchend, doch die Zuckerguss-Decke und das Zimmer mit der rosa Tapete waren verschwunden. Sie war zu Hause im Traumladen ihrer Eltern. »Das sind Tentakel, keine Schwänze.«

»Dachse haben keine Tentakel«, sagte ihr Vater.

»Schatz, du weißt, dass es kein Dachs ist«, wandte Mom sich an ihn.

»Es sieht aber wie ein Dachs aus«, beharrte ihr Vater und

rückte etwas näher. Die Dielen unter seinen Füßen knarrten. Als das Monster im Schlaf ein pfeifendes Schnarchen ausstieß, blieb er schlagartig stehen.

»So ein Quatsch – das ist ja wohl alles andere als ein Dachs. Sophie, hat es dich verletzt?«

»Es ist ein *er*«, stellte Sophie klar. »Und er ist wirklich ganz lieb. Darf ich ihn behalten? Bitte!?« Sie rollte sich ein Stück zur Seite, damit sie das schlummernde Traummonster betrachten konnte. Wenn man all die Fangarme und die scharfen Zähne und die enorme Größe außer Acht ließ, hätte es glatt für eine ganz normale Katze durchgehen können. Wahrscheinlich eine Katze mit riesigem Appetit ...

»Aber ganz bestimmt nicht!«, sagte Mom.

»Ich glaube, es ist ein Wombat«, meinte Dad. »Oder ein Vielfraß. Irgendein Tier mit *W* oder *V*. Sophie, wenn du es schaffst, etwas wegzurücken, besprühe ich es mit dem Feuerlöscher, deine Mutter wird es mit dem Besen außer Gefecht setzen und dann können wir genau nachsehen, was es ist.« Seine Stimme klang unbekümmert, doch Sophie sah, wie seine Hände zitterten. Ihre Eltern hatten Angst und gaben sich Mühe, sie nicht zu verunsichern.

Sophie schlang die Arme um ihr Monster. »Ihr dürft ihm nicht weh tun!«

Das Monster wachte auf.

Er schlug mit den Tentakeln um sich, klapperte mit den Zähnen und knurrte. Sophies Eltern stürmten auf sie zu, doch Sophie sprang auf, um ihnen den Weg zu versperren. »Halt!« Sie

deutete mit dem Zeigefinger auf das Monster. »Du hörst auch auf!«

Winselnd schrak das Monster zurück.

»Sophie, was hast du da in der Hand?« Mom blickte stirnrunzelnd die blaue Flasche an, die Sophie noch immer umklammerte. »Hast du etwa ...? Oh, Sophie!«

»Es tut mir leid!« Sophie starrte verlegen auf ihre Turnschuhe, unfähig, ihren Eltern in die Augen zu sehen. Immer und immer wieder hatten sie ihr gepredigt, die Finger von den Flaschen zu lassen. »Es war nur ein Monster-im-Schrank-Traum.«

Ihre Eltern schwiegen.

Das Monster schnurrte leise und schmiegte sich an ihre Knöchel. Sophie bückte sich, um es hinter den Ohren zu kraulen, und der Knirps zeigte ihren Eltern die Zähne. »Sei brav«, schärfte sie ihm ein und riskierte nun doch einen Blick zu ihren Eltern.

Wütend schienen sie nicht zu sein, dafür aber extrem besorgt. Sophies Herz schlug schneller, allerdings nicht so angenehm wie vorhin im Traum. Ihr Vater stellte den Feuerlöscher auf den Boden und ihre Mutter legte den Besen hin. »Erzähl mir den Traum«, bat ihr Dad leise.

Sophie beschrieb das Zimmer und wie das Monster aus dem Schrank gekommen war. Sie erzählte, wie sie mit ihm geredet hatte und wie sie danach zu zweit eingeschlafen waren. »Das war alles«, beendete sie. »Es war ein schöner Traum.«

»Du hast einen schönen Traum daraus gemacht«, sagte Mom. »Ich glaube nicht, dass er von Anfang an so war. Bestimmt sollte das Monster dich eigentlich fressen.«

Das Monster fiepste vorwurfsvoll, wie um klarzustellen, dass es niemals auch nur auf den Gedanken dazu kommen könnte. Dann drückte es sich fester an Sophie, sodass sie sich an der Theke festhalten musste, um nicht umzufallen. Ihr neuer Freund war schwer. »Seht ihr, er ist ganz lieb!«, sagte sie.

Mom seufzte. Sophie schaute sie voller Hoffnung an. Dieses Seufzen kannte sie. Es bedeutete, dass es ihrer Mutter schwer fiel nicht nachzugeben. »Sophie, wir werden deinem neuen ... Freund nicht wehtun. Aber du musst von ihm weggehen, damit wir ihn zurück in seinen Traum schicken können. Kenneth, gibst du mir einen Traumfänger?«

»Nein!«, kreischte Sophie und hielt das Monster ganz fest. »Bitte, ich verspreche, ich kümmere mich um ihn. Ihr werdet nicht mal merken, dass er da ist.«

Ihr Vater kletterte auf eine Trittleiter und holte einen Traumfänger aus dem Schrank. Es war ein besonders hübscher: ein Ring aus weichem Holz, in dessen Mitte sich ein Muster aus Fäden spannte, ein bisschen wie ein Spinnennetz. Und vom unteren Rand hingen Schnüre, an denen Amulette, Kristalle und ganz unten Federn baumelten. Sophies Vater reichte ihn ihrer Mom.

Mit gebleckten Zähnen wick das Monster zurück.

»Gebt ihm doch eine Chance!«, bettelte Sophie. »Er hat es nicht verdient, einfach so wieder weggeschickt zu werden. Er ist was Besonderes. Merkt ihr das denn nicht? Außerdem hat er mich gern.«

»Sophie, Träume gehören nicht in die richtige Welt«, sagte ihre Mutter freundlich. »Er sollte gar nicht hier sein.« Mit dem

Traumfänger in der Hand ging sie auf Sophie und das Monster zu.

»Aber er *ist* hier!«, rief Sophie. »Und vielleicht hat das ja einen guten Grund! Vielleicht *soll* er mein Freund sein! Ich will einen Freund! Nie lasst ihr mich Freunde haben!«

Mom blieb stehen. Sie sah verletzt aus, als hätten Sophies Worte sie gestochen. »Das stimmt doch gar nicht. Du hast Freunde in der Schule.«

»Freunde treffen sich zum Spielen! Freunde dürfen sich alles erzählen!«

Ihre Eltern schauten sich an.

»Und du glaubst dieses ... Ding wird dein Freund?«, fragte Dad. »Er ist ein Monster. Er könnte urplötzlich auf die Idee kommen, dass du einen leckeren Mitternachtsimbiss abgibst. Er könnte draußen für Chaos sorgen – das Letzte, was diese Stadt braucht, ist ein durchgedrehtes Monster.« Sophie fand, dass ihr Vater sich nicht besonders überzeugt anhörte. Mit ein bisschen Glück könnte sie ihre Eltern überreden.

Sie ging neben dem Monster in die Hocke. »Wenn du bleibst, bist du dann mein Freund?«

Das Monster schleckte ihr über die Wange. Dann schaute es sie mit seinen großen Lemurenaugen an und sagte mit Reib-eisenstimme: »Ja. Ich werde ein ausgezeichnete(r) Freund für dich sein, Sophie.«

Mom ließ den Traumfänger fallen. »Es spricht!«

Sophie tätschelte dem Monster den Kopf. »Er ist ein sehr kluges Monster. Bitte, bitte, lasst ihn bleiben!« Das Monster ließ die

Zunge aus dem Maul hängen und versteckte seine Tentakel hinter dem Rücken, sodass es fast wie eine Katze oder ein ausgestopftes Tier wirkte und nur ein bisschen wie ein Ungeheuer. Dann blickte es Sophies Eltern mit großen Kulleraugen an.

»Ach ... na ja ...«, druckste Dad herum. »Wir wollen ja, dass du Freunde hast. Richtige Freunde. Aber ...«

Mom kniete sich vor das Monster. »Wenn du meiner Tochter irgendetwas Böses willst, werde ich dir persönlich die Haut abziehen, bevor ich dich zurück in einen Traum verfrachte. Verstanden?«

Das Monster machte eine höchst feierliche Miene und nickte.

Mom sah Sophie durchdringend an. So ernst hatte Sophie sie noch nie erlebt. »Falls wir ihn behalten – und ich sage *falls* –, musst du mir drei Dinge versprechen. Erstens: Du trinkst nie wieder einen Traum. Zweitens: Du passt gut auf, dass absolut niemand dein Monster sieht. Und drittens: Du wirst nie, nie, niemals jemand verraten, dass deine Träume wirklich werden können.«

Sophie nickte eifrig, bevor sie das Monster fest umarmte. Es wickelte seine Tentakel um ihre Taille – bis auf einen, mit dem es ihre Schulter tätschelte.

Dad nahm Sophies Hand. »Wiederhole die Versprechen.«

»Ich trinke nie wieder einen Traum. Ich passe auf, dass niemand Monster sieht. Und ich werde keinem was verraten. Darf ich ihn behalten, bitte, bitte, bitte?«

»Da draußen gibt es Menschen, die vielleicht ...«, setzte Dad an.

»Mach ihr keine Angst«, unterbrach Mom ihn.

»Sie sollte Angst haben«, erwiderte Dad. »Das ist eine ernste Sache. Wir gehen ein Risiko ein, das wir noch bereuen könnten, und sie muss verstehen, welche Folgen es haben könnte.«

Monster meldete sich zum zweiten Mal zu Wort. »Ich werde sie beschützen.« Beruhigend drückte er sie mit seinen warmen Tentakeln an sich.

»Na gut.« Mom stand auf und glättete ihren Rock. Offensichtlich war das Thema für sie erledigt und sie ging zum nächsten über. »Zum Abendessen gibt es Fisch. Was isst du so, Monster?«

»Kleine Kinder?«, sagte er in hoffnungsvollem Tonfall.

Mom schauderte.

»Nur ein Scherz«, sagte Monster. »Ich mache einen Witz. Ich bin ein witziges Monster, findet ihr nicht?«

»Zum Totlachen«, entgegnete Dad trocken.

Monster löste sich von Sophie und trottete Mom hinterher. »Ein paar Hamster würden völlig reichen. Oder Mäuse. Ich mag Mäuse.«

Seit diesem Tag gehörte Monster zu Sophies Familie.

2

Sophie wohnte in einem leuchtend gelben Haus mit drei Stockwerken, das ihre Mutter »reizend« nannte. Ihr Vater dagegen meinte gerne: »Wenn die Vögel im Baum mal zu laut niesen, fällt uns das Ding zusammen«. Im zweiten Stock, der früher einmal der Dachboden gewesen war, gab es ein winziges Bad und zwei Zimmer, eins für ihre Eltern und eins für Sophie. In beiden waren etliche Dachfenster, durch die man die Sterne beobachten konnte (und durch die der Regen tropfte, weshalb überall Eimer herumstanden, die das Wasser auffingen). Sophies Mutter stellte zu gerne Schnittblumen in die Eimer. Beide Räume waren außerdem vollgestopft mit Büchern – selbstverständlich nicht dort, wo es tröpfelte – und mit selbstgemachten Kissen, auf denen man es sich jederzeit zum Lesen gemütlich machen konnte.

Im ersten Stock befanden sich Küche, Ess- und Wohnzimmer, die ebenfalls vor Büchern überquollen. Ehrlich gesagt gab es so viele Bücherstapel, dass Sophie darauf den ganzen Weg von der Küche bis zur Treppe laufen konnte, ohne ein einziges Mal den

Boden zu berühren. Natürlich ging sie dabei barfuß, damit sie die Bücher nicht schmutzig machte.

Unten im Erdgeschoss war der »Traumfänger«, so hieß der Buchladen ihrer Eltern. Es war ein wahres Labyrinth aus deckenhohen Regalwänden, in die neue und gebrauchte Bücher gezwängt waren. Hier roch es immer nach trockenem Staub und frischen Muffins, die Sophies Eltern auf Tablett neben der Kasse zum Verkauf anboten. Im Geschäft gab es ein tiefes Erkerfenster mit einem breiten Fenstersitz zum Ausruhen, Lesen und Muffinmampfen. Außerdem standen zwischen den Regalen versteckt drei oder vier rote Samtsessel mit zerschlissenen Polstern herum. Nach Ladenschluss bekam Sophie oft die übrig gebliebenen Muffins, bevor sie es sich mit Monster auf einem der roten Sessel bequem machte.

Doch sogar noch besser als der Buchladen mit den leckeren Muffins und den prall gefüllten Regalen war der Keller. Verborgen vor den Augen der normalen Kunden befand sich dort unten das geheime Geschäft von Sophies Eltern: der Traumladen.

Hier kauften und verkauften sie Träume.

Sophie liebte den Traumladen mehr als jeden anderen Ort auf der Welt. An den Wänden drängten sich Dutzende von Regalen, und jedes war voller Fläschchen, sortiert nach der Art der Träume, die darin waren. Es gab Träume von Stränden, Träume vom Weltall, Träume, in denen man durch leeren Raum fiel, Träume von geliebten Menschen, die man verloren hatte, Träume von der ersten Liebe, Träume von ganz normalem Alltag, Träume übers Zuspätkommen zum Bus – und selbstverständlich auch

Träume über Monster. Jeder Traum wurde in einer Flasche gelagert, die mit einer Nummer und einem Datum versehen war, und über jeden Traum wurde in einem gigantischen in Leder gebundenen Wälzer peinlich genau Buch geführt. In diesem Verzeichnis machten sich Sophies Eltern Notizen zum Inhalt der Träume und hielten außerdem alle Einzelheiten zu jedem Kauf oder Verkauf fest.

Ihre Eltern kauften die Träume in Rohform, eingefangen in den Fäden eines Traumfängers. Sophies ganze Familie (abgesehen von Monster) stellte diese Traumfänger selbst her. Dad war dafür zuständig, biegsames Holz für den runden Rahmen zu besorgen. Mom flocht die Fäden zu Mustern in der Mitte der Ringe und Sophie schmückte die herabhängenden Schnüre anschließend mit Kristallen, Perlen und Federn. Die fertigen Traumfänger hängten sie dann in die Fenster des Buchladens – auch das Erkerfenster war von Funkeln erfüllt. Sie waren zum Wahrzeichen des Geschäfts geworden: Kauf ein Buch, dann bekommst du einen Traumfänger geschenkt. Kaufst du einen Muffin, gibt's einen Traumfänger als Zugabe. Du hättest gerne einen zweiten? Aber gerne doch, greif zu! Und wenn er alt wird, wenn die Fäden aufribbeln oder schwächeln, bring ihn zurück, dann gibt es einen neuen! Häufig genug fanden diese Traumfänger tatsächlich den Weg zurück in den Laden, wurden entweder vom Kunden selbst gebracht oder von jemand anderes »gefunden«.

Dann entnahmen Sophies Eltern ihnen die Rohträume und schütteten sie in die Destille, eine komplizierte Vorrichtung aus

ineinander verwundenen Reagenzgläsern, Ventilen und Hebeln, die ganz hinten in der Werkstatt auf einem Tisch stand. Die Destille entzog den Traumfängern die Träume und verwandelte sie in Flüssigkeit, die in Flaschen gesammelt wurde. Sophie hatte die Destille noch nie allein benutzt, aber unzählige Male ihre Eltern dabei beobachtet und in unbeobachteten Momenten heimlich geübt (ohne Traum). Sie hoffte, eines Tages würden ihre Eltern ihr offiziell erlauben, mit anzupacken. Sophie hatte es schon mit Bitten, Weinen, Betteln, Fordern und einfachem Fragen versucht, doch die Antwort war jedes Mal dieselbe gewesen: »Wenn du älter bist«. Und das schon Sophies ganzes, knapp zwölfjähriges Leben lang. Noch bestand ihre tägliche Aufgabe lediglich darin, die Destille abzustauben. Das war zwar todlangweilig, aber Sophie wusste, wie wichtig peinliche Sauberkeit bei der Destillation war – einen klaren Traum herzustellen, war nun einmal eine knifflige Angelegenheit.

Auf der anderen Seite der Werkstatt des Traumladens stand unter der Treppe das Somnium. Es bestand ebenfalls aus vielen Glasröhrchen und war so eine Art Traum-Projektor. Goss man einen flüssigen Traum in den Trichter auf der Oberseite, erschien der Traum in einer breiten gewölbten Röhre in der Mitte des Geräts. Anschließend konnte man ihn zur Wiederverwertung erneut in einem Fläschchen auffangen. Das Somnium war unverzichtbar, um die Träume sortieren zu können. Schließlich wussten sie erst, mit was für einem Traum sie es zu tun hatten, nachdem sie ihn ins Somnium geschüttet und angesehen hatten.

Sophie stand gerne früh auf und verbrachte eine oder sogar zwei Stunden damit, sich am Somnium die Träume anderer anzusehen, bevor sie zur Schule ging. Davon konnte sie nie genug bekommen. Sie machte es sich in der Nische unter der Treppe gemütlich, sodass keiner sie sah, und schaute einen Traum nach dem anderen. Oft leistete Monster ihr dabei Gesellschaft, obwohl er manchmal lieber ein Buch las, statt zu gucken.

Sophie liebte alle Arten von Träumen: gruselige Träume, lustige Träume, seltsame Träume. Sie liebte vor allem solche, in denen fantastische Wesen wie ihr Monster vorkamen – oder sprechende Uhren oder vornehm gekleidete Kaninchen.

Sie anzusehen, machte beinahe wett, dass sie selbst nicht träumen konnte.

Abgesehen von dem einen, dem stibitzten Traum, hatte Sophie noch nie geträumt. Dabei hatte sie wirklich alles versucht: warme Milch und Kekse vor dem Schlafengehen, weder essen noch trinken vor dem Schlafengehen, mitten in der dunklen Nacht einen gruseligen Film anschauen, Buchlesen mit Taschenlampe unter der Decke, sich vor dem Einschlafen ausgeklügelte Geschichten ausdenken oder sich die besten Bilder aus den Träumen anderer vorstellen. Doch Nacht für Nacht legte sie den Kopf auf ihr Lieblingskopfkissen, rollte sich unter der Decke zusammen, schloss die Augen – und Bumm: Schon war es wieder Morgen.

Nach beinahe zwölf traumlosen Jahren (abgesehen von dem geklauten), hatte sie es aufgegeben. Fast.

»Gute Nacht, Monster«, sagte sie am Abend vor ihrem zwölften Geburtstag.

»*Boa noite*, Sophie«, sagte Monster, der neben ihrem Bett auf dem Boden lag. Er schlief in einem Hundekorb, der mit extra weichen Kissen ausgepolstert war.

Sophie beugte sich über die Bettkante, um ihn anzusehen. »Was?«

»Das ist Portugiesisch für ›Gute Nacht‹«, erklärte Monster. »Ich lerne gerade Portugiesisch.«

»Aha.« Sie legte sich wieder hin und zog die Decke bis ans Kinn. Durch das Fenster neben ihr zog es – kein Wunder, denn zwischen Rahmen und Wand klaffte eine auffällige Lücke. Sogar einige gefallene Blätter hatten sich ins Zimmer verirrt und auf den Dielen verteilt. »Sag mal, Monster, warum lernst du Portugiesisch? Wir kennen niemand, der Portugiesisch spricht.«

»Für den Fall, dass ich irgendwann mal eine Portugiesische Galeere treffe«, antwortete er. »Dann würde ich ihr nämlich gerne ausreden können, mich zu stechen. Das hinterlässt sonst Quaddeln, die zwei bis drei Tage lang wehtun.«

»Ich glaube nicht, dass Quallen Portugiesisch sprechen«, meinte Sophie. »Oder überhaupt eine Sprache.«

»Portugiesische Galeeren sind streng genommen gar keine Quallen, sondern Kolonien aus multiplen Organismen«, berichtete Monster neuschlau. »Sie *müssen* miteinander kommunizieren können.«

»Du solltest nicht so viele Sachbücher lesen.« Sophie drehte sich auf die Seite. Durchs Fenster sah sie die nackten Äste eines

Baums, die von der Straßenlaterne erhellt wurden. Einige wenige goldene Blätter wehten im Wind. Sophie lauschte auf das Pfeifen im Kamin. »Morgen habe ich Geburtstag.«

»Dann bekommst du Muffins zum Frühstück«, sagte Monster großzügig.

»Das heißt, heute ist eine besondere Nacht«, sagte Sophie. »Eine Nacht der Veränderung. Ich wache als jemand Neues auf, als Zwölfjährige.«

Sie hörte ihre Decke rascheln. Monster streichelte mit einem Tentakel über ihre Wange. Sein Fell war weicher als jeder Teddybär. »Du bist immer etwas Besonderes, Sophie. Dazu brauchst du keine nächtlichen Wunder.«

Sophie seufzte. »Ich weiß.«

»Stattdessen solltest du deine Tage mit Wundern füllen.«

»Du hörst dich an wie ein Glückskeks.«

Er zog den Arm zurück und drehte sich hörbar mehrmals um sich selbst, bis er eine bequeme Lage gefunden hatte – wie eine Katze. Nachdem er sich niedergelassen hatte, knetete er die Kissen mit den Krallen durch. »Für mich ist wichtig, *wer* du bist, nicht, wer du *nicht* bist.«

»Ein Traum«, sagte Sophie. »Ich finde, das ist nicht zu viel verlangt als Geburtstagswunsch.«

»Du hattest deinen Traum«, sagte Monster. »Du hast mich zur Welt gebracht.«

»Wenn du das so sagst, klingt es, als wärst du mein Baby.«

Mit hoher Piepsestimme gurrte Monster: »Mama! Mama!«

Sophie lachte.

Da rief Sophies Vater aus dem Nachbarzimmer: »Schlaf endlich ein, Sophie! Solange du nicht schläfst, kommt die Geburtstagsfee nicht und bringt dir keine Geschenke!«

»Ich glaube nicht an die Geburtstagsfee«, rief Sophie zurück.

»Oh nein, jetzt hast du ihre Gefühle verletzt!«, scherzte Dad. »Sie weint. Schluchzt richtig! Ich hasse es, mich mit schlecht gelaunten Feen herumzuschlagen. Du entschuldigst dich auf der Stelle, junge Dame.«

»Tut mir leid, Geburtstagsfee«, rief Sophie.

»Ich vergebe dir«, antwortete Mom mit pseudo-weinerlicher Stimme. »Aber meine Zauberkraft wurde von deinem fehlenden Glauben so sehr geschrumpft, dass ich nicht weiß, ob ich noch fliegen kann.«

Monster blickte verwundert zur Tür zwischen den Zimmern. »Deine Mutter kann fliegen? Ich hab sie noch nie dabei gesehen.«

»Ich bin nicht ihre Mutter«, sagte Mom immer noch mit verstellter Stimme. »Ich bin die Geburtstagsfee. In meinen Adern fließen Luftschlangen, mein Herz ist ein Ballon, meine Haut besteht aus Kuchen ...«

»Miam, miam, miam«, witzelte Dad.

Sophie hörte ihre Mutter lachen und dann ein unterdrücktes Quieken.

»Also deine Eltern sind wirklich sehr seltsam«, stellte Monster fest.

»Sagte das Ungeheuer mit den sechs Tentakeln«, entgegnete Sophie.

»Gute Nacht, Sophie«, rief Mom mit normaler Stimme. »Alles Gute zum Fast-Geburtstag!«

Dad schloss sich an: »Alles Gute zum Fast-Geburtstag, Schatz!«

Mit einem Lächeln im Gesicht schloss Sophie die Augen. Sie lauschte den Stimmen ihrer Eltern, die nebenan miteinander tuschelten, zu leise, um etwas zu verstehen. Draußen wehte der Wind gegen das Fenster und schließlich schlief Sophie ein.

Traumlos erwachte sie, zwölf Jahre alt.